

Randglossen zu Schultes Lebenserinnerungen

Autor(en): **Nippold, F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review**

Band (Jahr): **18 (1910)**

Heft 71

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-403764>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RANDGLOSSEN

ZU

SCHULTES LEBENSERINNERUNGEN.

II. Bischöfe und Papst im Jahre 1854.

Der in dem Münsterschen Freundeskreise entstandene Plan hat den jungen Privatdozenten schon unterwegs zu den hervorragendsten deutschen Bischöfen und dann nach Rom selbst geführt, wo er mit Pius IX., Antonelli und Hohenlohe vertraulich verhandelt hat. Die Einführungsbriefe des Bischofs von Münster (italienisch) und des Erzbischofs von Köln (lateinisch und französisch) sind im Wortlaute mitgeteilt. Die Kosten für diese Reise hat die bekannte Konvertitin Frau Schlosser auf Stift Neuburg bei Heidelberg¹⁾ getragen, deren Mann 1834/7 den jungen Leop. Schmid auf drei Jahre als Hauskaplan angestellt hatte, um ihm die Ausbildung zum akademischen Berufe zu ermöglichen. Zu denjenigen, welche den 1854 noch ebenso jungen Schulte bei den ihm noch unbekanntem Kirchenfürsten einführten, hat neben dem Bischof von Münster und dem Erzbischof von Köln auch Professor Dieringer in Bonn gehört.

Schulte erzählt nichts Näheres von ihm. Aber es lohnt sich nach mehr als einer Seite hin, das Andenken an ihn zu

¹⁾ Sie ist in den «Wegen nach Rom», S. 233—237, in ihren mancherlei Interessen charakterisiert. Über das Verhältnis ihres Mannes zu Leopold Schmid muss die Biographie des letzteren (Zweite Auflage, Bonn, Georgi, 1909) verglichen werden. Weitere Veröffentlichungen über das Ehepaar Schlosser aus dem Nachlass von L. Schmid folgen demnächst. Für die Anschauungen beider Eheleute gibt es kaum etwas Lehrreichereres, als dass sie zuerst Schmid, dann Schulte — für die beiden prognostizierte Zukunft — so reich unterstützten. Schmid und Schulte sind gleich begeisterte Katholiken geblieben. Aber beide haben mit der päpstlichen Kurie gebrochen. Will man sie und mit ihnen Schlossers vielleicht auch als «Modernisten» bezeichnen?

erneuern. Nur dass hier nicht der Ort dafür ist. Denn Schulte hat uns selbst zu viel bis dahin Unbekanntes zu berichten.

Für die von Krahe und Janssen in Verbindung mit ihm geplante Bruderschaft waren die Statuten gleich ausgearbeitet und vorsorglich ins Italienische übersetzt worden. Die Mitglieder zerfielen in aktive (als Soldaten im Kirchenstaate zur Stütze der päpstlichen Macht) und beitragende (zur Beschaffung der Mittel). Von Münster aus scheint dieser Gedanke auch in das benachbarte Holland übertragen worden zu sein. Dort haben bis in die jüngste Zeit hinein die früheren päpstlichen Zouaven bei allen klerikalischen Schaustellungen eine Rolle gespielt.

Es ist eine überaus spannende Lektüre, wenn man es im einzelnen verfolgt, wie die von Schulte persönlich aufgesuchten Bischöfe sich zu seinem Plane gestellt haben. Ein einziger hat sich ablehnend verhalten. Es war Ketteler von Mainz.

Wenn man den Bericht über ihre Unterredungen kritisch prüft, kann man kaum anders urteilen, als dass damals Ketteler der Klügere gewesen ist.

Gerade deshalb aber, weil in diesem Punkte mein Urteil von dem seinigen abweicht, muss ich Schulte hier in seinem eigenen Wortlaut erzählen lassen. Herr von Ketteler hatte ihn schon vor seiner Ernennung zum Bischof von Mainz bei seinem Oheim v. Linde in Frankfurt gesehen. Schulte hatte ihm dann auch in Mainz selbst, wenn er dort bei seinem Grossonkel, dem Domkapitular Strutmann, zu Besuch war, seine Aufwartung gemacht. Dass beides dem Bischof jedoch noch nicht genügend erschien, um sich daraufhin in eine so weittragende Sache einzulassen, ist ihm nicht zu verübeln. Doch lassen wir Schulte nun selber berichten!

„Am 23. März vormittags — ich gebe von nun an wörtlich die Aufzeichnungen meines Tagebuches — ging ich zum Bischof Freiherrn v. Ketteler und setzte ihm die Sache kurz auseinander. Er äusserte sich enthusiastisch, erklärte: er finde die Sache ausgezeichnet, herrlich, von Gott eingegeben, nur so könne ein Militär sich auf die Dauer halten, auf die Person komme es nicht an, er werde alles tun und sei bereit, die Erklärung des Episkopats, wie ich sie vorschlug, zu unterzeichnen und sich so darüber auszusprechen; er bestellte mich auf den Nachmittag 4¹/₂ Uhr zur Abholung der Unterschrift und der ihm übergebenen Papiere. Pünktlich 4¹/₂ Uhr trat ich zu ihm

in sein Zimmer. Er gab mir die Papiere zurück mit der Erklärung, er könne seinen Beitritt nicht geben, es sei ihm wegen Zeitmangels nicht möglich. Er stehe in einer Zeit, wo wir der furchtbarsten Krisis entgegen gingen, die je dagewesen; ehe er mit dem Bischof von Münster konferiert und diesem seine Bedenken mitgeteilt, könne er nicht darauf eingehen, er könne höchstens sagen, weil jene beiden es gebilligt, tue er es auch. Ich erklärte, damit sei der Sache nicht gedient. Er fuhr fort: Ich kenne Sie weiter nicht, weiss nur, dass Sie wissenschaftlich Tüchtiges geleistet haben. Auf meine Einrede: „Ich bin bei der Sache unbeteiligt, handle nur aus Interesse für die Sache selbst, riskiere meine Existenz u. s. w.“, erklärte er, auch Herrn Krahe nicht zu kennen. Ich gab ihm nochmals das italienische Zeugnis des Bischofs von Münster, welches er durchsah, dass ich annehmen musste, er verstehe Italienisch oder gebe sich den Anschein davon. Er gab es zurück und sagte: Das arme Deutschland, namentlich, was mir näher liegt, meine Kirchenprovinz kann so etwas nicht leisten, es ist kein katholisches Leben darin, erst seit 1847 begann ein solches; dies aber kann nur Erfolg haben, wenn das ganze Land einen grossartigen Aufschwung nimmt, was ich jetzt für unglaublich halte, deshalb bin ich überzeugt, die Sache wird zusammenfallen; man muss bedenken, wie sehr es der katholischen Sache schaden wird, wenn sie ridiküle wird; der jetzige Zeitpunkt im Angesichte so grosser Ereignisse ist der ungeeignetste. Ich habe nicht entfernt daran gedacht, dass man mir selbst damit komme, kämpfe ich doch um meine Existenz für Einführung von ein paar Schulbrüdern und armen Kapuzinern, da kann ich gewiss an einen so grossartigen Plan nicht denken. Was ich befürworten würde, ist ein Nationalkonzilium, damit sich der deutsche Episkopat klar werde, was er wolle, das ist nötiger, als an die Bewerkstelligung solcher Dinge in Italien zu denken. — Bei der ganzen durch 1 $\frac{1}{4}$ Stunden geführten Unterhaltung erhob er sich nicht ein einziges Mal zu dem Gesichtspunkte, einzusehen, dass ja alles nur für den Papst geschehe, das Haupt der Kirche, also einer partikulären Sache vorgehe. Er sagte noch, er habe nicht einmal mit einigen vernünftigen Leuten seines Kapitels reden können. Auf meine Frage, ob er sich denn nicht über die Idee als solche äussern wolle, es werde ja nichts gefordert und nicht einmal ein Ausspruch darüber verlangt, ob

in bezug auf seine Diözese die Sache realisierbar sei, erklärte er: das könne er nicht, weil er die Sache noch für zu unreif halte, keine Garantie habe, ob sie von Gott sei, oder Krahe ein Phantast sei, und weil er überzeugt wäre, dass sie resultatlos zusammenfalle; wenn sie Rom bestätige, werde er alles dafür tun.“

Der „rasche Umschwung“ zwischen den beiden Unterredungen ist dem Besucher sofort aufgefallen, und auch später hat er sich noch mit der Frage nach der Ursache desselben beschäftigt. Eine besondere Anmerkung zum Tagebuche weist darauf hin, dass er sogar die damaligen Vertrauensmänner Kettelers, Moufang und Heinrich, über diese Ursache befragt habe, aber ohne Ergebnis. Dagegen schien ihm die Biographie Geissels von Pfülf dafür zu sprechen, dass „Geissel nicht sein Mann war“. Ausserdem könne auch ein Vetter Schultes, der seine Ungunst auf sich gezogen, ihn voreingenommen haben. Alle diese Mutmassungen erscheinen jedoch unnötig. Der ganze Plan war, wie der Ausgang zeigte, so „phantastisch“, dass etwas ganz anderes dabei herauskam. Seine Urheber waren junge Männer, von denen noch keiner (auch der damalige Janssen noch nicht) eine gefestigte Position hatte. Dass ein Mann von der Begabung und dem Herrschergeist Kettelers sich bei näherer Überlegung nicht zum Sekundanten für sie hergeben wollte, passt zu seinem ganzen Charakter. Nicht minder aber steht es mit dem letzteren in vollem Einklang, wenn auch Schulte im weiteren Zusammenhang die Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit des Bischofs in der Unterhaltung notiert. Schon in den wenigen (4) Jahren seit seinem Amtsantritt war in der Mainzer Diözese die Redensart von dem Kosakenregiment aufgekommen, und in einem grossen Teil des Klerus der Grund zu der Stimmung gelegt, welche in des Mainzer Hospitalpfarrers Biron „Enthüllungen aus der geistlichen Welt“ einen so drastischen Ausdruck bekam. Da der letzteren bereits in der Sammlung „Aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Vatikankonzil“ (Bd. I der „Kleinen Schriften zur inneren Geschichte d. Katholizismus“) näher gedacht ist, während der zweite Band, „Abseits vom Kulturkampf“, die Biographie des Bischofs selbst bringt, mag hier die Bemerkung genügen, dass die dem selbstbewussten Hierarchen zur zweiten Natur gewordene Methode, in der Unterhaltung durch seine autoritative Redeweise zu imponieren, gewöhnlich von Erfolg begleitet gewesen ist. Es hat ihn dies dann aber verleitet, sie

auch am unrechten Ort in Anwendung zu bringen, wie dem Grossherzog von Baden gegenüber und bei einem offiziellen Festmahle in Mainz nach dem französischen Kriege. Auch die einschlägigen Stellen der Bismarckschen Memoiren treten dabei in Erinnerung. Da die Erzählung Schultes über die Art von Kettelers Unterhaltung einer der frühesten Belege für diese Methode des Bischofs ist, darf sie als Ergänzung der oben wiedergegebenen Erzählung nicht fehlen: „Während der ganzen Unterhaltung war er sehr leidenschaftlich, ging auf die ruhigsten Vorstellungen nicht ein. Ich erklärte ihm, persönlich nur nach reifer Überlegung mich entschlossen zu haben. Er ergoss sich ohne alle Veranlassung in leidenschaftlicher Weise gegen die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, ohne der Sache auch nur eine andere als gewöhnliche Bedeutung beizulegen. Der Erzbischof von Freiburg, sagte er, werde beitreten, aber mehr aus Enthusiasmus denn aus kalter Überlegung. Das einzige Erfreuliche der Unterhaltung war der Ausdruck der Freude darüber, dass auch Laien einmal solche katholische Ideen hätten. Ich entfernte mich nach der auf meine Bitte erfolgten Erteilung seines Segens mit den Worten: Ew. bischöfliche Gnaden werden mir hoffentlich nicht verübeln, Sie mit der Sache behelligt zu haben.“

Von den weiteren Besuchen Schultes wird der bei dem Speyerer Bischof Weiss, der „begeistert beiträt“, und dessen schriftliche Empfehlung mit derjenigen seiner Kollegen von Köln, Münster und München wörtlich übereinstimmte, nur kurz gestreift. Es wird dabei nur noch des gemeinsamen Mittagessens bei dem literarisch bekannten Domkapitular Molitor gedacht. Auch von dem nachfolgenden Besuch des Oheims v. Linde in Frankfurt wird nichts Besonderes erwähnt. Um so eingehender wird dagegen der Aufenthalt in Freiburg (28. und 29. März) geschildert. Die Charakteristik des greisenhaften Erzbischofs von Vicari, der den Draussenstehenden nur noch als das Werkzeug anderer, namentlich Kettelers, erschien, lässt diesen offiziellen Führer im oberrheinischen Kirchenstreit in seiner persönlichen Eigenart doch etwas markanter heraustreten. Und auch die übrige Beschreibung des Freiburger Aufenthalts ist von hervorragendem kirchengeschichtlichem Interesse.

Mit Bezug auf die Zeitlage, in welche Schultes Besuch in Freiburg fiel, kann der zweite Band meines Handbuches (§ 27,

speziell S. 701/6 über den oberrheinischen Kirchenstreit) verglichen werden. Der Regierungsverordnung vom 7. November 1853 ist dort S. 703 gedacht, ihrer Zurücknahme S. 704. Schultes Erzählung ist die denkbar lebensvollste Illustration dieses Moments.

Der Erzbischof war dem jugendlichen Besucher, nachdem er die Empfehlungskarte des Kardinals Geissel erhalten, schon vor der Türe des Zimmers entgegengekommen und hatte ihn eingeladen, bei ihm Quartier zu nehmen, was jedoch dankend abgelehnt wurde. Ebenso berichtet Schulte über den Abschied: „Als ich vom Erzbischof Abschied nahm, fiel er mir um den Hals, liess mich seine Wangen küssen und erteilte mir seinen Segen. Man begreift, dass ich den alten Herrn lieb gewann.“ Dazu tritt noch die Personalbeschreibung: „Er ist klein, heiter, naiv wie ein Kind, liebenswürdig im höchsten Grade, ohne kindisch zu sein. Tränen netzten seine Augen, als ich ihm die Teilnahme des Kardinals von Geissel und der Bischöfe von Münster, Mainz und Speyer ausdrückte.“ Um dieser Äusserlichkeiten willen wäre nun aber Schultes Erzählung noch keine Geschichtsquelle. Dagegen ist der Bericht über die Unterhaltung selbst ein gewichtiges Dokument gerade aus derjenigen Periode des oberrheinischen Kirchenstreits, in welcher die badische Regierung mit der Aufhebung ihrer eigenen Verordnung vom 7. November 1853 den für sie so verhängnisvollen Weg der Konzessionen betreten hatte. Denn von da an war sie in die Zwickmühle gekommen, das eine Mal in Freiburg, das andere Mal in Rom auf Ablehnung ihrer Vorschläge zu stossen, während doch an beiden Orten nach dem gleichen strategischen Plane verfahren wurde. Gerade am gleichen Tage hatte die Regierung dem Erzbischof mitgeteilt, dass sie die Verordnung, die allein den Staat vor der revolutionären Demagogie sicherte, aufgehoben habe. Der Erzbischof bemerkte aber darüber: „Das ist nur Pliktrik, weil man in Rom nicht unterhandeln will, bevor dieselbe aufgehoben ist, und man jetzt eine Gesandtschaft hinschickt. Sagen Sie dem heiligen Vater, er möge sich durch solche Kniffe nicht bestechen lassen.“ Aus welcher Sprache das Wort „Pliktrik“ entnommen ist, ist mir unbekannt. Es ist mir in dieser Äusserung des Freiburger Erzbischofs zuerst entgegengetreten. Aber die Verdeutschung mit „Kniffe“ sagt genug für die Stimmung, in

welcher der alte Herr das Entgegenkommen des Staates aufnahm.

Noch stand ein grosser Teil der Geistlichen (so häufig sie auch gerade in Baden, jedesmal, wenn sie eine vaterländische Haltung betätigt hatten, von den wechselnden Regierungen im Stich gelassen worden waren) auf der Seite des Staates. Der Erzbischof persönlich hat ein gutes Drittel als in seinem Sinne „nichts taugend“ bezeichnet. Schulte sagt wörtlich: „Übrigens sagte er, dass er sich leider auf seine Geistlichen nicht verlassen könne, ein gutes Drittel derselben sei nicht fest und taue nichts.“ Es stimmt dies in denkwürdiger Weise mit Kettelers Urteil überein, der den Beginn eines „katholischen“ Umschwungs erst seit 1847 datierte. Der Umfang der antivatikanischen Bewegung im J. 1870 hat dann deutlich gezeigt, dass die Wessenbergsche Unterströmung auch damals noch nicht aufgehört hatte. Noch lehrreicher erscheint jedoch eine andere, von Schulte ebenfalls erwähnte Tatsache. Bekanntlich waren eine Anzahl der sich gegen die Staatsgesetze auflehrenden Pfarrer gerichtlich zu Geld- oder Gefängnisstrafen verurteilt. Durch Vermittlung des Erzbischofs erhielten sie diese Bussen reichlich ersetzt. Woher aber flossen ihm dafür die Mittel zu? Schulte hat es aus seinem eigenen Munde: aus — — Frankreich. Die beschönigende Formel dafür lautet, „dass er durch reiche Geldsendungen aus Frankreich die Mittel besitze, vom Staate unabhängig zu wirken, namentlich die verurteilten treuen Geistlichen schadlos zu halten, damit sie durch die fürchterlichen Strafen nicht misstrauisch würden“. Auch mit Bezug auf die damalige österreichische Politik werden die bekannten Frankfurter Berichte Bismarcks durch Schulte nur neu bestätigt. „Von Österreich seien schon zwei sehr missbilligende Depeschen nach Karlsruhe abgegangen. Der Bundestags-Präsidialgesandte von Prokesch-Osten vermittelte ihm alle Sachen an den kaiserlichen Hof, dem er noch in der letzten Zeit geschrieben, wenn er die hiesige Universität noch retten wolle, sei es Zeit, da sie sonst ganz verloren gehe (er verstand darunter: den katholischen Charakter verliere).“ Besonders übel weg kam der Bischof von Rottenburg wegen seiner Konvention mit der württembergischen Regierung. Um so begeisterter ging der Erzbischof auf den Gegenstand der Schulteschen Mission ein. „Er werde freudig und bedingungslos der Erklärung des Kardinals beitreten“; dann wörtlich: „Ich bin ja in grosser

Bedrängnis, verlange und erbitte vom heiligen Vater Schutz, aber mit Recht muss der heilige Vater selbst zuerst und am besten beschützt werden.“

Neben der Audienz bei dem Erzbischof persönlich ist obenan die Besprechung Schultes mit seinem Hofkaplan und Sekretär Strehle, den auch er als „Vicaris rechte Hand“ bezeichnet, von bleibendem Interesse. Infolge dieser Unterredung hat Strehle die von Freiburg aus in Rom zu betreibenden Wünsche in neun Punkte zusammengefasst, die er zu diesem Behufe eigenhändig niederschrieb. Dieselben gewähren einen tiefen Einblick in das mit der klerikalen Kriegserklärung im Herbst 1848 begonnene Intrigenspiel zur Untergrabung der staatlichen Autorität. Der Wortlaut dieser neun Punkte darf daher auch an dieser Stelle nicht fehlen.

1. Erklärung des Apostolischen Stuhles, dass die in der „Denkschrift“ (des Erzbischofs) enthaltenen Forderungen im kanonischen Rechte und namentlich im Art. VI der Bulle Provida sollersque begründet seien.
2. Der Regierung die Streichung der *personæ minus gratæ* bei Pfarrbesetzungen nicht zuzugestehen, weil namentlich jetzt alsdann eine ordentliche Besetzung unmöglich sei.
3. Erzbischof Hermanns Ernennung zum Kardinal.
4. Die Rechte auf die Universität zu reklamieren, um deren katholischen Charakter zu erhalten.
5. Die Bestellung v. Kettelers zum *coadjutor cum jure succedendi*.
6. Die Forderung der Rückgabe der Kirchengüter und der freien erzbischöflichen Verwaltung.
7. Das Recht der Aufnahme von Orden und der Gründung von Ordenshäusern, weil es ohnedies bei dem Priestermangel nicht möglich sei, die Seelsorge zu bewirken.
8. Verleihung einer kirchlichen Würde oder eines Ordens an den Domherrn und Professor Dr. Hirscher zur Anerkennung für seine gute Haltung im gegenwärtigen Kirchenstreit.
9. Die Konvention des Bischofs von Rottenburg mit der württembergischen Regierung nicht zu ratifizieren, weil sie ohne die vereinbarte Mitwirkung der übrigen Bischöfe geschlossen sei, keine allgemeinen Prinzipien enthalte und das Dekret vom Jahr 1830 anerkenne.

Unter den übrigen von Schulte besuchten Personen wird noch der damals auf der Höhe seines in übelster Erinnerung stehenden Einflusses befindliche Hofrat Buss hervorgehoben. Dann folgt nach einem kurzen Reisebericht die Erzählung von einem längeren Aufenthalt in München. Von dem Erzbischof Graf Reisach wird freilich nur kurz erzählt, dass er ursprünglich abwesend war, dann aber „freudig der Sache zustimmte“. Um so lehrreicher sind die Mitteilungen über die anderen Besuche sowohl bei dem päpstlichen Geschäftsträger Kanonikus Fares, wie bei Phillips und Arndts einer-, Döllinger anderseits. Man blickt schon in dieser Zeit in den sich von da an immer mehr zuspitzenden Gegensatz zwischen dem fanatischsten aller aus Hallers Schule hervorgegangenen Konvertiten und dem Historiker hinein. Die im Jahre 1869 gegebene Charakteristik sowohl Hallers wie seiner Schüler (Wege nach Rom, S. 215 bis 231) trifft für die Mitte der Fünfzigerjahre ganz besonders zu.

Dass der päpstliche Geschäftsträger das von echt deutscher Schwärmerei für das Papsttum ausgegangene Projekt „sehr gut fand“, kann nicht überraschen. Es wird eine längere französische Bemerkung mitgeteilt, die sich in feiner Schmeichelei für den deutschen Charakter gefiel und speziell von Bayern hervorhob, dass der „élan“, den die Religion hier genommen habe, sehr stark sei. Von praktischer Wichtigkeit war, dass der Geschäftsträger die Ankunft Schultes in Rom dem Kardinal Antonelli zu melden versprach, damit dieser sofort die Audienz bei dem heiligen Vater vermittele. Zugleich riet er aber, die Sache selbst erst Antonelli mitzuteilen, weil dieser die entscheidende Person sei und der Papst keine Überraschungen liebe. Von noch grösserem allgemeinem Interesse waren jedoch seine Äusserungen über die Lage des Kirchenstreits in Baden, über die Stellung der Bischöfe von Limburg und Rottenburg, sowie über die „sehr ungehaltenen“ Äusserungen des Papstes gegen den bayerischen Gesandten über den König von Bayern, „weil dieser höchstwahrscheinlich mit Preussen gegen die Bischöfe bei der badischen Regierung operiert habe“.

Phillips und Arndts waren, wie leicht begreiflich, „mit Leib und Seele von der Sache eingenommen“; desgleichen Windischmann, wenn er auch politische Schwierigkeiten voraussah. „Dagegen nahm Döllinger, wie Phillips mir vorher richtig gesagt, die Sache sehr kalt auf.“

Die kritischen Einwände Döllingers lässt das Schultesche Tagebuch selbstverständlich nicht gelten. Ja es wird der in diesem Tagebuche notierten Döllingerschen Bemerkung, „in Deutschland werde überhaupt nichts praktisch“, noch die nachträgliche bittere Anmerkung beigefügt, dass Döllinger dies auf dem Münchener Altkatholikenkongress 1871 durch seine Opposition gegen die Gemeindebildung wahrzumachen versucht habe. Die damit kurz gestreifte Differenz der Gesamtanschauung zwischen Schulte und Döllinger ist von einer zu grossen Tragweite, um hier beiläufig behandelt zu werden. Aber es dürfte sich schwerlich leugnen lassen, dass die Döllingersche Kritik über die jährlichen Generalversammlungen der katholischen Vereine („man käme zusammen, hielte Reden, ginge auseinander, und alles bliebe beim alten“) nicht nur bei katholischen Versammlungen zutrifft.

Von Phillips wird noch eine in dem Munde dieses zelotischen Konvertiten doppelt auffällige Äusserung über die Zustände in Rom notiert, die den Verfasser des Tagebuchs an das bekannte Wort des Juden in Boccaccios Dekamerone über die Ursache seines Übertritts gerade in Rom erinnerte. Andererseits verhehlte derselbe schon damals seine Unzufriedenheit mit Döllinger nicht, vor allem wegen dessen Sympathie für den Güntherianismus. „Döllinger sei für denselben, weil er angehaucht sei vom protestantischen Geiste, das zeige sein Hippolytus; er habe mit Döllinger die heftigsten Kämpfe wegen des Primats gehabt, Döllinger habe nichts übrig für den heiligen Vater und trage vieles vor, was mit den positiven Lehren der Kirche nicht stimme. Sonderbarerweise fand aber selbst Ketteler damals keine volle Gnade bei Phillips.“

Von noch grösserem Interesse ist es jedoch, Döllingers eigene Äusserung über den Güntherianismus daneben zu stellen. „Wenn Rom gleich das System reprobiere, verdamme es die Katholiken zur Sterilität des Geistes, man müsse eine gewisse freie Bewegung lassen, denn das Denken könne man einmal doch nicht verbannen. Nur am Rhein sei dieser Zank, sonst nirgends; überall in Süddeutschland eigne man sich das Gute aus dem Güntherianismus an und verfeinde sich nicht. Er schäme sich vor den protestantischen Gelehrten, wenn er denke, mit welcher erbärmlichen Oberflächlichkeit eine so wichtige Sache verhandelt sei. Clemens habe sich so viele Blößen ge-

geben, dass, hätte er einen anderen Gegner als Knoodt gehabt, er vernichtet sein würde. In Rom werde man hoffentlich die Sache besser prüfen und nicht wie schon einmal einen Einwurf für eigene Ansicht halten. Wolle man bloss einzelne Sätze reprobieren, so habe Günther dafür hinlänglich gesorgt.“

Für den von Schulte im Jahre 1854 verfolgten Zweck war der Münchener Aufenthalt ebenso erfolgreich gewesen wie derjenige in Freiburg. Von der bleibendsten Nachwirkung war jedoch zweifellos derjenige in Prag. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir die gleich nach Schultes Rückkehr aus Rom erfolgte Berufung nach Prag auf die Eindrücke zurückführen, welche der Fürst-Erzbischof, Kardinal Schwarzenberg, damals von ihm persönlich empfing. Die Aufnahme des jungen Gelehrten durch den Kardinal konnte in der Tat nicht freundlicher sein. Dem Kraheschen Projekt erwies er sich sehr gewogen, stellte auch die Unterstützung des Kaisers in Aussicht und gab noch wichtige Empfehlungen an hohe Verwandte in Rom und andere Personen mit auf den Weg. Eine nicht unzutreffende Kritik übte er dagegen an den Maltesern und Deutschherren.

Am inhaltreichsten werden die Tagebuchaufzeichnungen jedoch erst in Wien, und zwar obenan hinsichtlich der Äusserungen des päpstlichen Nuntius Viale Prelà. Während Schulte seine kritische Stellungnahme zu dem phantastischen Projekt bedauert, habe ich umgekehrt den Eindruck gewonnen, dass diese Einwände von dem gleichen klareren Verständnis der allgemeinen kirchenpolitischen Lage getragen waren, wie diejenigen Kettelers (auf den der Nuntius übrigens auch persönlich „grosse Stücke hielt“). Was an eigenen Bemerkungen Viale Prelàs berichtet wird, erinnert geradezu an die scharfsichtigen Nuntiaturreporte aus der Zeit des (sofort nach der päpstlichen Sanktionierung des Jesuitenordens aufgenommenen) Weltkampfes gegen die deutsche Reformation. Man erkennt durchweg, dass hier ein besonders eingeweihter Vertreter dieser päpstlichen Weltpolitik, welcher die Religion nur als Mittel für die Welt Herrschaft in Betracht kommt, sich vertraulich ausspricht.

Es ist besonders seine Stellungnahme zu den in Freiburg formulierten neun Punkten, die überaus lehrreich ist für diese — Zug um Zug auf ihrem Schachbrett (in welchem die katholische Fraktion schon damals die Rolle eines Turmes spielte) voraus

berechnende — Politik. Dass dem Nuntius der Vorgänger Kettlers, Leopold Kaiser, als „ein sehr schwacher Mann“ galt, ist von diesem Gesichtspunkte aus sehr verständlich, steht aber in auffälligem Widerspruch mit der Stellung Kaisers zu dem vom Domkapitel zu seinem Nachfolger gewählten Giessener Professor Leopold Schmid und der von ihm auch sonst zeitlebens bewiesenen Charakterfestigkeit.

Auch mit dem seit dem Revolutionsjahre für die päpstliche Politik so überaus brauchbaren Freiburger Erzbischof war man in Rom früher ebenfalls gar nicht so zufrieden gewesen. Dem Wiener Nuntius zufolge war „der Erzbischof vor 1848 nicht so energisch und noch nicht so fest gewesen“. Sogar die für seine jetzige gute Führung erbetene Belohnung wird durchaus noch nicht in nahe Aussicht gestellt. „Zum Kardinal, glaube er, werde und könne derselbe *pendente lite* nicht kreiert werden; was später geschehen könne, lasse sich noch nicht sagen. Ich solle in Rom nicht sagen, dass man in Freiburg wünsche, der Erzbischof werde zum Kardinal gemacht, sondern dass dies in Deutschland überhaupt gewünscht werde. Die Sache habe ihre Schwierigkeiten, indem man ja riskiere, dass die Kardinalswürde nicht mit der nötigen Achtung behandelt werde.“

Noch unsicherer steht es mit dem für die „Bekehrung“ Hirschers erbetenen „*Douceur*“. „Hirscher, erklärte er, werde man schwerlich dekorieren, einmal wegen seiner Antecedenzen, sodann, weil er entweder aus Überzeugung gehandelt und also seine Pflicht getan habe, oder nicht; in beiden Fällen bedürfe es einer Auszeichnung nicht.“ Man fühlt sich eigentlich versucht, eine solche „Auszeichnung“ nicht mit dem französischen „*Douceur*“, sondern mit dem deutschen „Trinkgeld“ auf gleiche Linie zu stellen. Aber berührt es nicht überaus wehmütig, wenn man die frühere — beinahe mit derjenigen Möhlers vergleichbare — Stellung Hirschers im deutschen Katholizismus sich ebenso vergegenwärtigt, wie seine Haltung im oberrheinischen Kirchenstreit, und wenn man dann einen solchen Einblick gewinnt in das Feilschen um die für seine Apostasie in Rom erbetene „Auszeichnung“? Kaum in einem anderen Punkte ist Graf Paul von Hoensbroech so vollauf im Recht, als in dem Hinweis darauf, was dem Papsttum in seiner niemals stillstehenden Untergrabung des modernen Staatsgedankens von den Vertretern des letzteren an Waffen in

die Hand gegeben wird, solange es in der Ordens- und Titelverleihung jede Dynastie übertrumpfen kann.

Ähnlich, wie in der kühlen Berechnung bezüglich der persönlichen Wünsche der Freiburger Kurie, verhält sich der Nuntius hinsichtlich der weiteren Freiburger Forderung der formellen Zustimmung des Papstes zu den Forderungen der oberrheinischen Bischöfe an ihre Regierungen. Es ist freilich auch das sehr begreiflich. Denn sonst hätte die Kurie nicht mehr simulieren können, den Vermittler höherer Instanz zwischen den Bischöfen und Regierungen zu spielen. Darum sind aber die geschickten Vorwände, hinter denen der Nuntius sich versteckt, nicht minder lehrreich: „Die Erklärung, dass die Forderungen der oberrheinischen Bischöfe im kanonischen Rechte und Artikel VI der Bulle begründet seien, könne zu nichts führen, der Papst habe ja die Sache unumwunden gutgeheissen. Er (Viale Prelà redet hier ersichtlich von sich selber) habe damals, als ihn die Regierung von Baden um Vermittlung angegangen, ohne Instruktion erklärt, es sei zu spät; ehe das Dekret vom 7. November zurückgenommen und dessen Konsequenzen aufgehoben, könne an keine Unterhandlung gedacht werden. Das habe denn auch der Apostolische Stuhl nachher gebilligt.“ Ähnlich reserviert lauten die Äusserungen mit Beziehung auf die in Freiburg weiter zu beobachtende Taktik: „Er könne sich über das taktische fernere Vorgehen des Erzbischofs nicht aussprechen, da dieses dessen Klugheit überlassen bleibe, und so sei es vielleicht im jetzigen Momente geraten, abzuwarten und nicht weiter zu gehen.“

Waren schon alle diese Äusserungen reserviert genug, — noch reservierter war sein Schweigen in Beziehung auf die Differenzen zwischen Freiburg und Rottenburg. „Als ich die Rottenburger Konvention und das in Freiburg betreffs derselben Gewünschte berührte, schwieg er.“ Wie deutlich erkennt man, dass die Kurie nicht etwa bloss zwei, sondern eine ganze Reihe von Eisen nebeneinander im Feuer zu haben wünschte!

Auch die Bemerkungen des Nuntius über den ihm von Schulte unterbreiteten Plan sind vom Schwinkel der internationalen Politik der Kurie aus nicht minder „korrekt“. Der gute Wille der Antragsteller sollte natürlich gerne verwertet werden. In welcher Weise dies aber am besten geschehe, darüber müsse man sich in Rom völlig freien Entscheid vorbehalten. Nach-

dem aber bereits so viele Urteile über den Kraheschen Plan mitgeteilt sind, glauben wir uns hier mit dem Hinweis auf den Wortlaut des Schulteschen Tagebuchs S. 23—25 begnügen zu sollen. Die naiven Leute, die auf einen bleibenden Erfolg von Los von Rom-Bewegungen rechnen, ohne die Mittel und Wege Roms auch nur im geringsten zu kennen, seien jedoch noch ausdrücklich gebeten, auf den genauen Wortlaut der Erklärungen Viale Prelàs zu achten.

Die Verhandlungen Schultes mit Viale Prelà erscheinen dem rückblickenden Historiker als der eigentliche Höhepunkt seiner Mission. Unter den im ganzen Verlaufe des 19. Jahrhunderts einen ungeahnten Einfluss ausübenden Nuntien möchte (etwa neben Testa Ferrata in Luzern) gerade dieser Wiener Nuntius, dem der Abschluss des österreichischen Konkordats gelang, in die vorderste Reihe zu stellen sein. Schon in München hatte Schulte durch Phillips erfahren, dass es dem Einfluss Viale Prelàs gelungen war, die Ernennung Hohenlohes zum Erzbischof zu hintertreiben. Aber wie wenig hat sich die bisherige Untersuchung diesen wichtigsten Personalfragen zugewandt. Und mit Bezug auf das Institut der Nuntiatur hat bis dahin nur der Hallenser Kirchenhistoriker J. L. Jacobi es der Untersuchung für wert erachtet, was die Einführung einer Nuntiatur in Berlin für Folgen haben würde. Für die Geschichte der Nuntiaturen als solcher aber sind wir noch heute auf F. K. Mosers Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland und auf das Snellsche Sammelwerk für die Schweiz angewiesen.

Ausser dem Nuntius hat Schulte schon während dieses ersten Verbleibes in Wien die einflussreichsten Konkordatspolitiker kennen gelernt. Die Kardinäle Rauscher und Simar und der spätere Erzbischof Kutzscher werden unter den damals von ihm gewonnenen Bekanntschaften ebenso genannt, wie die Konvertiten Phillips, Biegeleben und Hurter. Allerdings konnte es ihm damals noch so wenig wie Döllinger zum Bewusstsein kommen, was speziell die Wiener Konvertiten für die nachmalige Gesamtentwicklung anbahnten. Erst allmählich hat sich der Schleier gelüftet, der den Einblick in ihr enges Zusammenwirken verhüllte. Die skizzenhafte Darstellung, welche die §§ 36 und 54 meiner Geschichte des Katholizismus („Der Staat Josephs II. unter der Herrschaft der Konvertiten und des Konkordats“ und „Die Erstlinge der neupapalen Theologie in Deutsch-

land und die Konvertiten⁴⁾ zu bieten versuchten, ist vor allem durch Friedjung aufs bedeutsamste ergänzt worden. Sein epochemachendes Werk ist inzwischen durch eine Reihe von Memoiren (wie diejenigen von Graf Rechberg und Baron Kübeck) über die hinter dem Rücken der Minister von den konvertierten Staatssekretären ausgearbeiteten Denkschriften immer aufs neue bestätigt. Es ist eine recht bedeutende Anzahl ausländischer Rompilger, welchen im Unterschied von den Landeskindern die einflussreichsten Stellen im Staate verliehen wurden. Und es ist eine fest in sich geschlossene Kette, welche sich von den Vorläufern auf dem Wiener Kongress (F. Schlegel, A. Müller, Z. Werner, v. Klinkowström) durch die Rechtsschule der Phillips und Jarcke hindurch weiter verfolgen lässt bis zu den in amtlicher Stellung tätigen Diplomaten wie Blome, Biegeleben, Gager, Meysenbug. Es sind diese fast ausnahmslos nichtösterreichischen Fanatiker (neben ihnen noch besonders der von Schulte wiederholt genannte Schweizer Sonderbundsmann Bernhard Meyer, der Verfasser der kaiserlichen Erlasse vor und nach dem Kriege von 1859), welche den Staat in die schweren Heimsuchungen von 1859 und 1866 hineingezerzt haben. Aber in den Tagen des bevorstehenden Konkordatsabschlusses hing ihnen ihr Himmel noch voller Geigen. Nimmt man die von der Herzogin von Anhalt-Köthen, dem Beichtkind von Pater Beckx (dem späteren Jesuitengeneral), gerade in den höchsten Kreisen systematisch betriebene Propaganda, die nach Württemberg zu der zukünftigen römisch-katholischen Dynastie hinüber spielenden Fäden und die Vorarbeiten des Jesuiten-Provinzials von Bülow für eine katholische Thronfolge in Mecklenburg dazu, so ist leicht zu ersehen, wie umfassend die Zukunftspläne gerade des Wiener Konvertitenkreises gewesen sind. Unter solchen Einflüssen war die österreichische Politik überdies schon damals in den engsten Zusammenhang gebracht mit der päpstlichen Orientpolitik, welche die unterworfenen unierten Kirchen nur als Sprungbrett für weitere Eroberungen ansah. Es ist überaus lehrreich, die dem österreichischen Staate für die Oberherrschaft des Papsttums im Orient zugewiesenen Aufgaben in den Wiener Vorträgen des gleichen Ehrhard zu studieren, der nachmals wegen seiner bescheidenen Opposition gegen einzelne päpstliche Institute als Held der Überzeugungstreue gepriesen wurde. Die Keime zu dieser recht eigentlichen

Weltpolitik sind nun aber gerade zu derselben Zeit gelegt worden, in welcher das Konkordat abgeschlossen wurde. Der jugendliche Schulte konnte somit gerade in dieser Zeit in eine mächtig aufstrebende Geistesbewegung hineinblicken. Dass dabei speziell der Feuereifer der Konvertiten, den er schon in Kehler bewundert hatte, ihm auch hier imponierte, ist gewiss nicht zu verwundern. Ausser dem schon in München von ihm aufgesuchten Phillips ist er in Wien auch in enge Beziehungen zu Maassen getreten, die im Laufe der Zeit allerdings durch manchen Wechsel hindurchgegangen sind.

Das bei dem Rückblick auf den Wiener Aufenthalt angefügte Verzeichnis der angesehenen Persönlichkeiten, mit welchen Schulte schon 1854 in Wien zusammengeführt wurde, nennt ferner noch den Bischof Fessler (den Sekretär des vatikanischen Konzils), den Reichsrat Salwotti, den Minister Bach, den Staatsrat Buhl. Es ist von besonderem Interesse, diese Namen mit denen eines anderen Verzeichnisses zu vergleichen, welches in einen späteren Zusammenhang hineingestellt ist. Wir finden dort gutenteils die gleichen Namen, aber nun nicht mehr als Vertrauensmänner, sondern als versteckte Gegner, die das, was Schulte angebahnt hatte, zu einem völlig andern Endzweck verwerteten und dabei die Methode des heiligen Crispinus verfolgten. Wir kommen auf diese Umkehrung des früheren Verhältnisses, in welcher bereits die Gegensätze des Konzilsjahres im voraus ihre Schatten werfen, noch zurück. Mit Bezug auf den ersten Wiener Aufenthalt aber konnte das Schultesche Tagebuch sich einfach mit der Bemerkung begnügen, dass er alles, was Wien an katholischen Grössen besass, kennen gelernt habe. Und man kann es ihm heute noch nachfühlen, wenn er (S. 27) die Aufzeichnungen über das damalige Wien mit den Worten beschliesst: „Eine Reihe von Mitteilungen wurde mir gemacht, die aber zu den hier näher zu besprechenden Dingen keine Beziehung haben. Ganz besonders interessant war für mich der Einblick, den ich in den Zusammenhang der klerikalen Bestrebungen in Deutschland, Österreich usw. gewann, sowie die bis dahin ungeahnten Tendenzen der ganzen Richtung.“

Um den mächtigen Eindruck vollauf zu würdigen, welchen die in Wien von ihm gewonnenen Einblicke in die gewaltigen Zukunftspläne der päpstlichen Politik bei ihm hinterliessen,

muss man sich zugleich vergegenwärtigen, dass die Führer der katholischen Fraktion in Preussen (also des „Turmes“ sowohl auf dem päpstlichen wie dem Bismarckschen Schachbrett) ihm nicht mindervon nahe beikannt geworden waren. Es sind überaus wichtige Daten, welche S. 68 ff. über sie gegeben werden. Wenn man diese österreichischen und preussischen „Alliierten“ zusammen überschaut, kann man nur nochmals den Wunsch wiederholen, dass den hier von Schulte gebotenen Andeutungen recht bald eingehende Lebensbilder folgen mögen. Denn Schulte weiss den Leser von einer Überraschung zur anderen zu führen. Greifen wir wenigstens ein Beispiel näher heraus, mit Bezug auf den vor 1870 vielgenannten, aber schon Anfang 1871 verstorbenen Abgeordneten Rohden!

Wer unter den liberalen oder konservativen Abgeordneten, welche in den parlamentarischen Verhandlungen der Sechzigerjahre den eckigen, aber feurigen Redner kennen gelernt hatten, hätte damals geahnt, dass dieser strenge Katholik zugleich ein so unabhängiger Vaterlandsfreund war, um es im Konzilsjahre besonders zu beklagen, dass die deutschen Bischöfe in Zukunft nur noch „Präfekten der römischen Bischöfe“ sein würden? Aber Rohdens Brief vom 6. März 1871 an Schulte und das durch seinen Tod abgebrochene, aber nachher veröffentlichte Schreiben vom 22. Februar 1871 sind in der Tat überaus wertvolle Zeugnisse der gleichen Anschauung, welche so viele die päpstliche Phraseologie nachbetende Protestanten zurzeit als Modernismus bezeichnen.

Trotz des Dunkels, in welches die späteren Führer des Zentrums nachmals ihre innere Stellung den vatikanischen Dogmen gegenüber gehüllt haben, weiss uns Schulte auch über sie manche hochbedeutsame Enthüllung zu geben. Bei Mallinckrodt sind es die zu ihm selber gemachten Äusserungen vom 30. September 1869 und 1. und 2. Januar 1872, welche die Aufrichtigkeit seiner Unterwerfung unter jedes päpstliche Dekret ausser Zweifel stellen. Bei Peter Reichensperger dagegen werden die mannigfachen Erfahrungen seines Veters Knoodt über den in der Schule eingesogenen und nie völlig aufgegebenen Voltairianismus durch neue Daten bestätigt. Ähnlich wird bei August Reichensperger der Ursprung seiner bekannten Taktik beleuchtet, die unbequemen päpstlichen Machtansprüche als Kurialstil abzutun. Windthorst und Trimborn werden in

diesem Zusammenhang nicht erwähnt, aber der Kontrast zwischen ihrer früheren und späteren Haltung ist ebenso bekannt, wie die weiblichen Einwirkungen auf Bauerband und Lörsch.

Auch hinsichtlich der Räte der katholischen Abteilung des Kultusministeriums erhalten wir von Schulte lebensvolle Daten über Stieve, Brüggemann, Linhoff, Ulrich. Die zwei Seelen im deutschen Katholizismus sind in den Söhnen Stieves in den denkbar schärfsten Gegensatz zueinander getreten. Der eine Sohn hat als Münchener Professor zu den ursprünglichen Führern des Altkatholizismus gehört. Der andere ist einer der schroffsten klerikalen Eiferer im Elsass geworden. Der Vater hat sich nach dem Konzil möglichst auf seine amtliche Tätigkeit beschränkt.

Der Anschauung und Stellungnahme Stieves ist wohl auch diejenige Brüggemanns verwandt gewesen. Der protestantischen Empfindung konnte er nur als ein selbstbewusster Vertreter der „ecclesia militans et triumphans“ erscheinen. So wenigstens der persönliche Eindruck, welchen er bei der ihm obliegenden Inspektion der katholischen Gymnasien hinterliess, wie ich ihn als Primaner in Emmerich persönlich empfangen habe. Überdies hat gerade er in besonders enger Beziehung zum Fürsten Boguslaw Radziwill gestanden, der u. a. im Jahre 1864 den damaligen Prager Professor Schulte davon benachrichtigte, dass Brüggemann, um einem Jubiläum zu entgehen, im stillen nach Prag abgereist sei. Dessenungeachtet sind seine vertrautesten Freunde Stumpf und Holzer zugleich Döllingers Freunde auch nach dessen Exkommunikation geblieben. Wieweit die Zornesergüsse seines Schwagers, des grossen Meisters Peter Cornelius, über das Unkatholische im römischen Wesen auf ihn eingewirkt haben, muss jedoch ebenso dahingestellt bleiben, wie die andere Frage, ob seiner reservierten Stellung nach dem Konzil die Kehlersche Unterscheidung zwischen Überzeugung und Manifestation zugrunde lag oder amtliche Rücksichten.

Linhoff und Ulrich sind beide „übergangen“, als durch den Radziwillischen Einfluss Krätzig als Vorsitzender eingeschoben wurde. Gerade über den letzteren aber erhalten wir eine Fülle von neuen Mitteilungen, welche ebenso wie diejenigen über Aulike einem langjährigen Briefwechsel entnommen sind.

Von den Auszügen aus Krätzigs Briefen (S. 75/81) gilt das Gleiche, was in früherem Zusammenhang von denjenigen Aulikes

an Linde bemerkt wurde: jede Zeile wirkt auf nicht altkatholische Leser wie eine wahre Enthüllung. Sie erstrecken sich über die Jahre 1868 bis 1870. Schulte hat ihnen eine Charakteristik des Schreibers vorhergeschickt, die mit dem Inhalt der Briefe in völliger Übereinstimmung ist: „Er war, von Geburt Schlesier, als Staatsanwalt bzw. Oberstaatsanwalt in Königsberg scharf gegen die Presse vorgegangen und dadurch der Regierung genehm geworden, welche ihn dann auf Empfehlung des Fürsten Boguslaw Radziwill als Nachfolger Aulikes dem König vorschlug mit Umgehung der langjährigen Räte dieser Abteilung, Ulrich und Linhoff. Der neue Direktor hatte keine Kenntnis vom Kirchenrechte, dafür aber einen solchen Respekt vor der Klerisei, dass er, wie mir Rohden 1866 erzählte, jedem ihm besuchenden Kaplan selbst die wichtigsten Interna anvertraute. Das war der richtige Mann, um die Abteilung in den Dienst des Episkopats zu stellen. Ich lernte ihn im März 1866 in Berlin kennen, erfreute mich sofort seiner unendlich lebenswürdigen Freundlichkeit und durfte stundenlang in meinem Gasthofs das Vergnügen genießen, von ihm über alle möglichen kirchenrechtlichen Fragen konsultiert zu werden. Ich fand einen zurzeit für sein Ressort noch ziemlich unwissenden, aber mit grossem Eifer und Fleiss begabten Mann, der eine lächerliche Ehrerbietung vor allen Geistlichen und Adelligen hatte, auch in einer selbst für seine schlesische Herkunft, welche Höflichkeit als selbstverständlich erscheinen lässt, übertriebenen, ja kriecherischen Höflichkeit sich gab, dabei aber in Erwartung seiner Verdienste um die Kirche von sich recht eingenommen war und im Benehmen zeigte, dass er von Haus aus keine Lebensart gelernt hatte.“

Als die katholische Abteilung aufgehoben wurde, ist, während die anderen Räte im Ministerium verblieben, Krätzig zur Disposition gestellt worden. Es war ihm aber bereits, ähnlich wie andern Schicksalsgenossen, ein reicher Ersatz verschafft: als Generaldirektor der gräflich Schaffgotsch'schen Güter. Die Mitteilungen über ihn hat Schulte mit den Worten beschlossen: „Es ist bei den Ansichten jenes Mannes begreiflich, dass die Interna des Ministeriums zur Verfügung der Bischöfe standen, auch Aktenstücke verschwunden sind, welche der ‚Kirche‘ nicht günstig waren“ (S. 78).

Wir haben diese Seitenblicke hier für unumgänglich ge-

halten, weil ohne Kenntnis der Personalien die glänzende Aufnahme des jungen Kanonisten in Rom geradezu rätselhaft erscheinen würde. Wir kehren aber nun zu den Tagebuchnotizen Schultes zurück, um daraus noch das dem Wiener Erfolg sowohl positiv wie negativ parallel laufende Endergebnis seiner Mission in Rom selber zu entnehmen. An die Beschreibung des Wiener Aufenthalts reiht sich in den „Lebenserinnerungen“ zunächst der längere Reisebericht, der schon in der „Deutschen Revue“ veröffentlicht war. Ihm folgen die an Ort und Stelle in Rom gewonnenen Eindrücke. Sie sind von besonderem Interesse mit Bezug auf die damalige Stimmung der römischen Bevölkerung gegenüber den Jesuiten (S. 37/40), müssen aber hier ausser Betracht bleiben.

Erst nach dieser allgemeinen Orientierung geht das Tagebuch S. 40 zu dem Resultat über, das Schulte in Rom persönlich erreichte. Es handelt sich hier wieder einmal um Dinge, bei welchen wir den Wortlaut seiner eigenen Erzählung nicht entbehren können. Dieselbe beginnt obenan mit der Aufnahme des von Schulte vorgelegten Projekts durch den Kardinal Hohenlohe:

„Den ersten Besuch machte ich bei Hohenlohe, mit dem Krahe schon 1852 in Berlin über die Sache gesprochen hatte, dem ebenso von Münster geschrieben war, um mir Audienzen beim Papst und Antonelli zu sichern und sonstige mir dienliche Auskünfte und Empfehlungen zu erhalten; ich war bei ihm am 22., 23. und 30. zum Mittagessen, dann später noch zweimal, hatte bei Antonelli Audienzen am 27. April abends von 7¹/₂ bis 8¹/₂, am 6. Mai vormittags 10 bis 10³/₄, am 12. Mai vormittags 10 bis 11¹/₄, beim Papste am 8. Mai eine über ¹/₂ Stunde dauernde, am 15. Mai eine nur 8 Minuten währende Abschiedsaudienz.

„Hohenlohe teilte mir (in der ersten Audienz) mit, dass Antonelli und der hl. Vater von dem Projekte unterrichtet seien, es sehr gut sei, dass ich gekommen, alle Hoffnung auf guten Erfolg vorliege; es seien schon einige derartige Projekte, eines von Lord Fielding, dem hl. Vater unterbreitet, aber stets abgewiesen, weil man niemals etwas Geordnetes vorgebracht, sondern nur Ideen produziert habe. Die Hauptschwierigkeit liege darin, was der Orden in Friedenszeiten ausser der militärischen, welche die ganze Zeit nicht ausfüllen könne, für

eine Beschäftigung haben solle. Ich wandte ein, dass die militärische Beschäftigung in der heutigen Zeit für Offiziere und Mannschaften bei den Armeen die ganze Zeit fordere, dass man aber die Krankenpflege hinzufügen könne. Bei der zweiten Audienz übergab ich ihm die Dokumente, denen ich ein von mir ausgearbeitetes lateinisches, an den Papst gerichtetes Promemoria beifügte, welches alle politischen und staatsrechtlichen Bedenken erledigte. Er versprach die Übergabe an den hl. Vater bzw. Antonelli, versicherte, dass Antonelli nicht gegen die Sache sei, aber aus dem Grunde vorsichtig, weil eben von französischer und englischer Seite ähnliche Projekte vorgelegt seien, freilich phantastischer Natur. Er werde alles tun, was er könne.“

An die Audienzen bei Kardinal Hohenlohe haben diejenigen bei Kardinal Antonelli sich angereicht:

„Antonelli erklärte (in der ersten Audienz), er werde die Sache eingehend dem hl. Vater vortragen, mir dann etwaige Schwierigkeiten mitteilen, deshalb könne er mir jetzt seine Meinung nicht kundgeben. Er meinte aber, ein derartiges Werben sei in deutschen Ländern strafbar; ich wies ihm nach, dass dies hier nicht zutrefte. Die Aufnahme selbst war eine überaus liebenswürdige. In der zweiten Audienz, die auf Samstag fiel, besprach er noch mit mir einzelne Punkte, teilte mit, dass er die Angelegenheit einer kleinen Kommission übergeben habe und mir am nächsten Freitag das bestimmte Resultat kundgeben werde.“

Auch der Papst persönlich hat sich merkwürdig genau mit dem (freilich seine persönlichsten Interessen berührenden) Projekt der ehrlichen deutschen Papstschwärmer beschäftigt:

„Der Papst ging in der Audienz am 8. auf die Sache selbst nicht näher ein, sondern sagte nur wörtlich: ‚Mon cher fils, quant à ce projet-là, c'est une belle chose, et nous devons remercier le bon dieu qu'il nous a montré sa volonté de cette manière-là. Mais la chose est très difficile, et je ne sais pas comment elle pourrait se réaliser.‘ Er werde aber darüber mit Antonelli eingehend reden. Auf meine Bitte, zu genehmigen, dass die zum Eintritte bereiten Jünglinge sich im Kirchenstaate niederlassen dürften, um Sr. Heiligkeit die Möglichkeit zu geben, zu prüfen, ob die Sache von Gott, realisierbar und also der apostolischen Approbation würdig sei oder nicht, erwiderte er in

der freundlichsten Weise: ‚Je ne m’y oppose pas, au contraire, il me sera très agreable, si les hommes intéressés s’installent à Rome, on pourra alors traiter la chose.‘ Die Aufnahme war äusserst herzlich, noch herzlicher beim Abschiede, ohne dass auf die Sache näher eingegangen wurde.“

Der huldvollen persönlichen Aufnahme standen freilich schwere politische Bedenken zur Seite. Dieselben waren jedoch in der ganzen damaligen Situation, infolge der französischen Okkupation Roms, begründet. Und der kritisch prüfende Leser kann es schwerlich verkennen, dass speziell die Bemerkungen von Antonelli sofort den den weltlichen Unterhändlern weit überlegenen geistlichen Diplomaten verraten. Wir lassen daher auch mit Bezug auf diesen Punkt einfach den Bericht des Tagebuchs folgen:

„Antonelli empfing mich in der letzten Audienz sehr herzlich, litt nicht, dass ich seine Hand küsste, und sprach über die Sache mit einer Offenheit und Zutraulichkeit, welche ich nie erwartet hätte. Der wesentliche Inhalt war: Zuerst die Rücksicht auf die auswärtigen Mächte, es fragte sich, ob dieselben sich mit der Errichtung des Instituts zufriedengeben werden. Er gab zu, dass dieselben aus den von mir deduzierten Gründen, namentlich weil das Recht der Auswanderung freistehe, vom rechtlichen Standpunkte aus nichts entgegensetzen können. Die zweite äussere Schwierigkeit bietet die politische Lage des Kirchenstaates. Wir haben mit den auswärtigen Mächten die vertragsmässige Verbindlichkeit eingegangen, reguläres Militär zu halten, und haben deshalb ein Schweizerregiment von 800 Mann gebildet, im ganzen zirka 1600 Mann Soldaten. Mit den Schweizern besteht eine Kapitulation, diese werden also fordern können, ihre Dienste dem Staate zu leisten. Ich zeigte, dass man das Militär des Instituts durchaus für reguläres halten müsse, wenn es allen Anforderungen an ein solches entspreche, was ja der Fall sein solle; ob die Soldaten daneben noch zu besonderen religiösen Pflichten sich verbänden, habe damit nichts zu tun. — Ein anderes Hindernis ist die Anwesenheit der Franzosen. Wenn diese einmal fortgehen, könnte die Sache sich leicht arrangieren lassen, bis jetzt aber ist mit denselben eine bestimmte Kapitulation vorhanden, gegen die sich nicht handeln lässt. Übrigens ist dies kein Hindernis, die Sache deshalb allein abzuweisen. — Ferner, die andern Nationen

werden die Sache mit der grössten Eifersucht aufnehmen. Als im Jahre 1850 die Franzosen eine päpstliche Armee bilden wollten, hat die ganze Welt dagegen opponiert. Er räumte aber ein, dass auch die anderen Nationen hinreichend bedacht seien. — Zu diesen äusseren Schwierigkeiten kommt eine innere. Man kann nicht, wie beim regulären Militär, in Friedenszeiten einen Teil entlassen. Ich entgegnete, dass beim regulären Militär, wenn es stets kriegsbereit sein solle, überhaupt eine bestimmte Anzahl von Mannschaften und Cadres erforderlich sei; als Orden habe dies Militär keine Gefahren; es liesse sich der Modus finden, die Leute auch anderweitig zu beschäftigen, z. B. durch Krankenpflege, Verwendung für die Obsorge in den Gefängnissen und dergleichen. Er fragte, welche Anzahl sich nach meiner Schätzung wohl finden würde, worauf ich die feste Überzeugung aussprach, dass, da bereits über hundert vorhanden seien, sich im Laufe der Zeit von drei Jahren 10,000 finden würden. Hierauf teilte er mir mit, dass er die Sache dem hl. Vater ausführlich vorgetragen und dieser die Dokumente eingesehen habe, der hl. Vater habe ihn beauftragt, die Sache aufs reiflichste zu prüfen, er werde jetzt zu dem Zwecke eine geeignete Kommission einsetzen, welche sich dieser Prüfung unterziehen solle, er hoffe, in zwei bis drei Monaten deren Resultate mitteilen zu können. Ich bat ihn, diese Mitteilung nicht, wie er andeutete, durch den Prinzen Hohenlohe, sondern direkt durch den Herrn Bischof von Münster zu machen, was er versprach. — Im Laufe des Gesprächs gab er zu verstehen, dass die jungen Männer vielleicht die Möglichkeit fänden, sich faktisch zu organisieren.“

Von noch grösserer zeitgeschichtlicher Bedeutung als die Stellung Antonellis zu dem totgebornen Projekt sind jedoch seine Ausführungen über die Freiburger Wünsche:

„Antonelli hatte ich bereits früher kurz die Freiburger Wünsche vorgetragen, sprach darüber am 12. Mai, wo ich von 10 bis 11¹/₄ Uhr ununterbrochen bei ihm war, und erhielt von ihm diese genau nach dem Tagebuche gegebenen Erklärungen:

„In betreff der Rottenburger Konvention habe er dem württembergischen Gesandten sofort erklärt: Es werde dieselbe nicht genehmigt, der hl. Stuhl könne nie zugeben, dass in Beziehung auf Gegenstände, welche die Kirche im allgemeinen angehen, namentlich das Verhältnis von Staat und Kirche berühren, ein einzelner Bischof ohne den hl. Stuhl selbständig

mit seiner Regierung unterhandle und abschliesse. Er wolle die Konvention entgegennehmen, werde sie aber keinesfalls approbieren; der König von Württemberg möge, wenn er unterhandeln wolle, dies hier durch seinen Gesandten tun.

„In bezug auf die Streichung der *personæ gratæ* bei Pfarreien glaube er nicht, dass die Regierung davon abgehen werde, da leider der Apostolische Stuhl sich zu sehr und zu oft dafür erklärt habe und man seitens der Regierung darauf fusse. Indessen werde er suchen, die Sache in einer Weise zu machen, dass der Erzbischof nicht in Verlegenheit kommen solle.

„Die Verleihung eines Titels an den Kanonikus Hirscher wolle er dem hl. Vater vortragen und befürworten.“

Über die übrigen Anträge gab er keine speziellen Zusagen ab, sagte aber wörtlich: ‚Versichern Sie den Erzbischof meiner Hochachtung und Ehrfurcht und davon, dass ich bedacht sein werde, alles aufs beste und prinzipiell zu ordnen.‘ Er fügte hinzu, ‚der Gesandte von Baden habe sich erboten, solche Konzessionen zu machen, dass sich Unterhandlungen anknüpfen liessen‘. Aus den Mitteilungen ging hervor, dass einige der wichtigsten der im späteren Konkordate enthaltenen Punkte sich darunter befanden.“

Auch für das Kapitel der niemals stillstehenden Bekämpfung der deutschen Wissenschaft durch die Index-Kongregation werden uns durch Schulte neue Einblicke gegeben. Es sind speziell die Mitteilungen über das damalige Stadium der Güntherschen Kontroverse von Wert. Da diese Frage jedoch mit unserer heutigen Aufgabe nicht in Zusammenhang steht, muss es hier bei dem blossen Hinweis auf die Tagebuchnotizen (S. 44/5) sein Bewenden haben. Das Gleiche gilt von den an sich hochinteressanten Erzählungen über den Verkehr mit den geistig besonders hervorragenden Jesuiten Schrader und Passaglia und von dem Charakterbild, welches Schulte auf Grund seiner persönlichen Erlebnisse mit Kardinal Hohenlohe von dem letzteren gezeichnet hat. Auch die übrigen in Rom in Verkehr mit ihm getretenen Persönlichkeiten haben sämtlich eine geschichtliche Rolle gespielt. An dieser Stelle aber stellen wir nunmehr nur noch einfach zusammen, was über das damalige Ergebnis des Kraheschen Projekts berichtet wird, um dann unmittelbar daran das anzuknüpfen, was später aus demselben gemacht wurde.

F. NIPPOLD.